

(Nachdruck verboten.)

84]

Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Sehr unsanft wurde Marie in die Wirklichkeit zurückversetzt durch Franz Kranz, der laut ins Zimmer trat. Er war noch dreister geworden, denn er wußte, daß Mariens Mutter damit einverstanden war, daß er sich um ihre Tochter bewarb.

Die Marie wollte freilich noch immer nichts davon wissen. Sie heiratete keinen Ungläubigen, hatte sie ihm schon oft erklärt. Auch jetzt drehte sich das Gespräch wieder darum.

„Um wenn ich nur auch fromm werd'?"

Marie stuhle, weil sie einen Augenblick zweifelte, ob das nicht ein Fingerzeig Gottes sei, auf diesem Wege die Seele von Franz Kranz für ihn zu gewinnen; und Menschen für Gott zu gewinnen, danach brannte ja ihr Herz. Aber nein. Thut Buße und bekehret Euch, hieß der Weg, der einzige, den die Bibel kennt, um zu Gott zu gelangen.

Um ihn gleich auf die Probe zu stellen, sagte sie möglichst schroff: „Auch dann würd' ich Dich nicht heiraten!"

Franz Kranz sprang wütend in die Höhe. Er starrte sie erst eine Weile stumm an, dann schrie er: „Um Du wirst doch mein, doch! doch! doch! Wart' nur, die Frömmigkeit vertreib ich der doch noch!"

„Ne! Ne!"

Er lachte laut: „Du wirst sehn!" und eilte aus dem Zimmer, ohne sich auf weiteres einzulassen.

Marie war über seine Leidenschaftlichkeit erschrocken. Er hatte das in so wildem Ton gesagt. Es war ihm alles zuzutrauen. Aber was sollte, was konnte er ihr thun? Sie wußte es nicht.

Eitles Geprahle und Großgethue, weiter war es doch nichts! Sie beruhigte sich. Gott im Herzen und solche Kraft in den Armen! Er sollte es nur versuchen, sie wollte es ihm schon zeigen. Ueberrumpeln wie neulich, da er mit seinen Zechgenossen gekommen, würde sie sich so leicht nicht wieder lassen, nun sie wußte, wie es mit ihm stand.

Nun war sie ganz getroßt. Ihre Gedanken gingen der Frau Direktor nach. Ja, sie würde sie besuchen, und an ihr sollte es nicht fehlen. Wenn die befehrt würde! Wenn die befehrt würde!

Magda war erstaunt, daß sie Otto und Schäfer im Wohnzimmer lachen hörte. Das war doch sonst nicht ihr Aufenthaltsort um diese Stunde?

Als sie eintrat und sah, wie beide gemütlich bei einer Flasche Wein saßen, Schäfer ein Notizbuch vor sich, Otto Kleinstädterthaten berichtend, peinigte sie das wie ein physischer Schmerz. Die beiden merkten natürlich nichts, da sie mit sich beschäftigt waren. Schäfer stand zwar sofort auf und begrüßte sie, aber seine Gedanken waren bei der Poffe, Otto blieb ruhig sitzen und sah Magda überhaupt nicht an.

Als sie gleich wieder aus dem Zimmer ging unter dem Vorwand, sie habe noch im Hause zu thun, erhob auch Schäfer keinen Einspruch.

Magda ging in ihr Schlafzimmer und horchte. Sie meinte immer noch das laute Gelächter der beiden zu hören. Hatte sie sich vielleicht doch getäuscht, war er im Grunde grade so roh und oberflächlich wie Otto?

Sie nahm sich zusammen. Das geht denn doch zu weit. Ich mache mich vor mir selbst lächerlich. Gönne ihm doch das bißchen Plaisier, die Flasche Wein und Ottos Witz! Und wenn er sich dabei wirklich wohler fühlte als bei ihr, so war für sie nichts an ihm zu verlieren, gar nichts. Vielleicht war das sogar am besten. Wenn ihr das im Augenblick auch leid thun wollte, so empfand sie es doch zugleich wieder als eine Genugthuung, daß sie ihm immer noch nicht ihr Herz ausgeschüttet über ihre Ehe. Er kamte sie noch gar nicht, sie hatte sich also noch nichts vergeben.

Nach Tisch ließ Otto anspannen, einen Hasen zu erlegen. „Sonntags thu' ich das mit Vorliebe, denn dann ärgern sich die Frommen, und die andern beneiden mich. In früheren Zeiten gingen sie Sonntags auch auf die Jagd. Jetzt bin ich auch darin Alleinherrscher."

Schäfer wollte nicht mit. „Menschen totschlagen, das versteh' ich noch zur Not. Wie man aber unschuldige Tiere morden kann, ist mir unbegreiflich."

„Das finde ich auch," warf Magda ein, „nur, warum Sie sagen, Menschen totschlagen, komme Ihnen verständlich vor?"

„Ich meine, Menschen können einen so markern und quälen, daß ich begreife, wie einer dazwischenhaut; aber die Tiere da draußen auf dem Feld? —"

„Das ist so recht ein Thema für Euch zwei, da bin ich gänzlich überflüssig," erklärte Otto spöttisch und ging.

Was wird er jetzt thun? fragte sich Magda, und ihr Herz klopfte laut. Wird er fortgehen oder bei mir bleiben?

„Eigentlich bin ich recht böse," sagte Schäfer.

„Weshalb denn?"

„Hab' viele Gründe."

„Auf wen denn?"

„Auf Sie!"

„Was?" Magda glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Jawohl, auf Sie!" sagte Schäfer gereizt. „Sie kümmern sich seit gestern gar nicht mehr um mich!"

Magda war ganz verwirrt. Er dreht ja alles um!

Schäfer beobachtete sie scharf. „Sie geh'n aus ohne mich. Ich bin Ihnen augenscheinlich unangenehm. Ich werde deshalb wohl am besten möglichst bald abreisen."

Magda sah ganz starr. Eigentlich ist es unerschämmt, so einfach den Spieß umzudrehen, schoß es ihr durch den Kopf. Schäfer ließ sie nicht zu Wort kommen.

„Sie sind gar nicht mehr nett zu mir. Sie gehen mir aus dem Wege. Hab' ich Sie denn schon wieder durch etwas verletzt? Dann sagen Sie es mir, bitte. Lassen Sie mich nicht länger in Zweifel. Ich kann das nicht ertragen!"

„Ja . . . aber . . ." stammelte Magda. „Ich denke, Sie haben vollank mit Ihrer Poffe zu thun? Da ist Ihnen Otto ein besserer Gesellschafter als ich."

Schäfer machte ein schmerzlich-elegisches Gesicht: „Wie können Sie so von mir denken? Diese Poffe! Meinen Sie, ich dächte nicht an mehr, ich könnte nicht mehr an mehr denken? O, Frau Magda! . . . Dann ist's freilich am besten, ich gehe zu meiner Poffe!"

Er ging langsam zur Thür. Langsam, weil er erwartete, von Magda zurückgehalten zu werden. Da sie aber schwieg, blieb ihm nichts andres übrig, als wirklich hinauszugehen, auf sein Zimmer.

Droben fing er an Cigaretten zu rauchen und zu schimpfen. Warum denn? Was sollte das alles, zum Donner!? Nun ja, es tränkte ihn, er fühlte sich ernstlich in seiner Eitelkeit verletzt, daß ihn Magda nicht mehr fetierte.

Wenn er auch nicht in sie verliebt war, so hätte es sich doch gehört, daß sie ein wenig mehr Herz zeigte. Und daß sie ihn so hinausgehen ließ wie einen dummen Zungen, ohne ihn zurückzuhalten, war einfach unerbittlich. Nun mußte er doch notgedrungen eine Weile hier bleiben und schmollen, den schönen Nachmittag verträdeln, statt mit ihr ein bißchen zu flirten, was viel unterhaltender gewesen. Wirklich ungezogen von dieser Magda, ihn so laufen zu lassen. Das hätte ihn fast reizen können, in allem Ernst alles zu versuchen und in Bewegung zu setzen, sie verliebt in sich zu machen.

Was sollte er hier oben? Hocken und Maulaffen feilhalten? Es blieb ihm nichts andres übrig, mihnutig beschäftigte er sich wieder mit der albernen Poffe. Denn jetzt mußte Magda ihn rufen lassen, jetzt mußte sie den ersten Schritt thun, das stand fest. Eine unbecommene, unfreundliche Frau! meinte er ärgerlich, während er Schreibpapier zurechtlegte.

Er that Magda unrecht. Daß sie ihn nicht zurückgehalten hatte, lag nicht an irgend welcher Unfreundlichkeit, sondern daran, daß sie sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt hatte, daß er ihr Vorwürfe machte. Sie nahm eben diese Vorwürfe viel ernster, als sie im Grunde gemeint waren.

Sie grübelte sogar eifrig nach, ob sie es wirklich an Freundlichkeit habe fehlen lassen seit gestern. Aber sie konnte nichts finden, so viel Mühe sie sich auch gab. Im Grunde wäre es gar nicht angenehm gewesen, sich schuldig sprechen zu können.

Sollte sie ihn nun doch wieder zu sich bitten? Nein, das ging beim besten Willen nicht, sie wußte ja gar keinen Grund dafür anzugeben. Ich muß schon warten bis zum Kaffee, wenn er bis dahin nicht von selbst wieder gekommen ist.

Aber er kam nicht.

Er scheint ernstlich gekränkt zu sein. Mein Gott, weshalb nur? Ich hab' ihn doch wahrlich keinen Anlaß dazu gegeben.

Sie täuschte sich, Schäfer dachte schon gar nicht mehr an sie. Er arbeitete gerade an der Hauptscene des ersten Aktes seiner Posse.

Er mußte sogar ein paarmal laut und herzlich lachen über diese Scene. Das Stück versprach nicht übel zu werden.

Aber nach einer Stunde gähnte er. Er hatte keine Lust mehr zu arbeiten.

Warum saß er überhaupt hier? Ach so, er schmolte. Nun fiel es ihm wieder ein und ärgerte ihn gleich wieder. „Dumme Wirklichkeit! Immer dieser Weiberkram! Nichts als Unannehmlichkeiten hat man davon!“

Endlich rief ihn das Mädchen.

Er war zunächst äußerst kühl. Diese Magda sollte wenigstens merken, daß er sich nicht ohne weiteres schlecht behandeln ließ.

Was hat sie dir denn gethan? fragte er sich gleich selbst. So recht was Böses konnte er gar nicht finden. Einerlei, sagte er sich, ich ärgere mich halt über sie.

Magda war so freundlich wie noch selten. Hauptsächlich, weil es sie auf einmal Ueberwindung kostete, so zu sein, weil sie sich besangen fühlte. Das sollte, das durfte Schäfer nicht merken. Er würde dann womöglich glauben, sie mache sich mehr aus ihm, als der Wahrheit entsprach. Lieber zu viel Freundlichkeit jetzt als zu wenig.

Schäfer fühlte sich sehr angenehm berührt. Sein grundloser Aerger konnte unmöglich lange Stand halten.

Wie sie sich Mühe gab, wie sie alles durch doppelte Liebenswürdigkeit wieder gut zu machen suchte! Es lag ihr also doch etwas an ihm. Da mußte er doch wieder nett sein.

Er brauchte sich auch bald keine Mühe mehr zu geben, es zu sein. Es wurde ihm ganz leicht. Sie war doch eine angenehme Person, ganz gewiß! Es lohnte sich doch, wieder freundlich mit ihr zu sein. Otto war doch ein Dummkopf, daß er sich nicht mehr um sie kümmerte.

Sie erzählte ihm vom Sterben des Asthmikers. Wie schön das vor sich gegangen.

Schäfer konnte leicht merken, daß es sie wunderte. Ueber den Tod sprach er nun ganz besonders gern. Es war so recht ein Thema für ihn, der gerne mit ihm wie auch mit dem Leben spielte.

„Sie machen einem ja wahrhaftig ordentlich Lust zu sterben,“ meinte Magda schließlich lächelnd.

„Wirklich? Das freut mich. Zur rechten Zeit sterben halte ich für eine große Tugend wie die Alten.“

„Wann wäre dazu die rechte Zeit?“

„Jedenfalls dann, wenn das Leben am schönsten oder am häßlichsten, wenn man der Meinung ist, schöner oder häßlicher kann es nicht mehr werden.“

„Wann wird das wohl ein Mensch meinen!“

„Gewiß, es wird selten sein. Sonst wäre das Sterben, das ich meine, ja auch nichts Tugendhaftes. Denn wahre Tugend ist selten, kein Handelsartikel, den man in jeder Kirche, bei jedem Philosophen kaufen kann.“

„So würden Sie sich also unter gewissen Umständen das Leben nehmen?“

„Leben nehmen klingt nicht sehr hübsch, riecht nach Pulver, Ganf und Seetang.“

„Welche Todesart würden Sie denn wählen?“

Schäfer stutzte. Dann lächelte er. „Verzeihung, Frau Magda, aber es ist doch zu eigen, daß Frauen immer persönlich werden müssen.“

„Sagen wir lieber Konkret.“

„Auch dies, wenn Sie wollen . . . Ich bin der Ansicht, das kann man nicht so ins Allgemeine sagen, welche Art, das Leben aufzugeben, man wählen wird. Das hängt von den besondern Umständen ab. Was essen Sie am liebsten? Nichtwahr, das hängt auch von mancherlei Umständen ab, und je nachdem wird die Antwort sehr verschieden ausfallen. Oder was trinken Sie am liebsten? Denn das ist eine edlere Frage. Bei leichten Speisen schweren Rotwein, bei schweren Speisen schweren Rheinwein. Zum Frühstück Mosel. Das heißt, wenn ich fidel gestimmt bin. In ernstern Lebenslagen

ziehe ich Südwein zum Frühstück vor. Auch fände ich es scheußlich, zu Mosel eine schwere Cigarre zu rauchen. Zu Mosel paßt eine leichte Cigarrette, während zu besserem Rotwein eine „Bod“ geeignet sein dürfte. Hab' ich aber kein Geld, so wäre es in meinen Augen der Gipfel der Geschmacklosigkeit, wenn ich etwa zu Bäckfleisch und Sauerkraut die letzte Smpport anzünden wollte. Dazu gehört eine inländische Acht-pfennig-Cigarre. Ich will nur sagen, alles muß seine innere Harmonie haben. Auch das Sterben. Sie kennen ja Hedda Gabler?“

Magda nickte.

„Ein Strolch soll sich aufhängen. Das paßt zu ihm, wie Bäckfleisch, Sauerkraut und Acht-pfennig-Cigarre zu einander passen. Unglücklich Liebende werden, wenn sie Sinn für Harmonie haben, ins Wasser gehn . . .“

„Warum das gerade?“

Schäfer sann einen Augenblick angestrengt nach, suchte nach der Begründung, konnte sie aber nicht finden. „Ich habe so die Empfindung,“ erklärte er dann verbrießlich, weshalb ihn Magda gewähren ließ, als er fortfuhr: „Der gemeinste Tod gebührt zum Beispiel verzweifelten Bankrottiers. Ich würde für Ersäufen in einer Wellenbadschaukel stimmen. Eines Erachtens ein furchtbar plebejisches Möbel. Erschießen ist dagegen schon feiner. Sache der besseren Stände. Eine wirklich vornehme Todesart, gentlemanlike, ist die der alten Römer, die sich im warmen Bad die Pulsadern öffneten und so langsam hinüberschlummerten.“

„Sie würden sich also die Pulsadern öffnen?“

„Das kommt darauf an. Wird ich ein Strolch, häng ich mich auf. Suchte ich den Tod aus unglücklicher Liebe, was übrigens sehr unwahrscheinlich ist, ginge ich ins Wasser. Nur wer nach reiflicher Ueberlegung in der schönsten oder häßlichsten Stunde seines Lebens das Leben ablegen will, nur dem gebührt der Tod der Alten.“

Wie feierlich er das sagte. Magda lachte laut. Schäfer lächelte leise, ein wenig gönnerhaft. Wie konnte das auch eine Frau verstehen!

„Waren Sie noch bei jemand heute morgen, Frau Magda?“

Diese zögerte einen Augenblick, dann sagte sie: „Nein.“ Um keinen Preis hätte sie ihm erzählt, daß sie bei der Marie Jung gewesen. Daraus hätte er gar zu leicht falsche Folgerungen ziehen können.

Sie schwiegen eine Weile. Dann fragte Schäfer: „Nicht wahr, übermorgen ist doch Ihr Geburtstag?“

Magda erwiderte ein wenig verlegen werdend: „Allerdings.“ Was fragte er danach? Wollte er ihr etwas schenken? Wie sehr würde es sie freuen, an ihn ein Andenken zu besitzen.

Schäfer lächelte. „Ich wollte mich nur vergewissern.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Begräbniß.

Von Siegmund Riedzwicki.

(Schluß.)

Sie starrten einander wieder rassel an.

Jetzt kamen die Bettler von dem schönen Begräbniß zurück. Der Kriess trirchte unter ihren Füßen, und ihre Stimmen wurden mit jedem Schritt lauter und deutlicher. Sie schienen sehr aufgebracht.

„Vier Kreuzer für jeden! Hat man schon je so was gesehen? Und versprochen haben sie, Gott weiß was! Vier Kreuzer für jeden, bei so einem Begräbniß! Wenn sie nur den tausendsten Teil von dem gegeben hätten, was er an einem Tage gestohlen hat. Aber das ist schon so, im Leben hat er betrogen und im Tode betrügt er.“

Einzelnen und im Chor sprachen sie, die alten Männer und die alten Frauen, die für ein geringes Entgelt den armen Seelen ihre Protektion für die Himmelfahrt zusicherten. Zuguterleht schrie ein Alter seiner tauben Gesährtin ins Ohr, wie schwer die Sünden seien, die dieser Tote noch jetzt auf sich geladen habe, denn er habe sie schändlich betrogen, noch in der Grube betrogen. Ein anderer läppelte, als er das traurige Gesicht Malinowskis sah:

„So geh's, Herr. Dem einen läuft man in Hausen nach und der andre wird begraben wie ein Hund, mit Verlaub zu sagen. Ein einzelner Mensch, ein naher Verwandter vielleicht schleppt ihn allein auf den Friedhof hinaus. Aber warum machen Sie so ein saures Gesicht, Herr?“

Der Ladirer schämte sich, von seinen Sorgen zu sprechen. Er wartete auf Madla, der in die gegenüberliegende Schänke gelaufen

war, wo die kleinen Leute und die Bauern immer das Totenmahl feierten. Er wollte seine Weste versehen. Aber schließlich erzählte er dem Bettler doch die ganze Geschichte.

„Schaut her, Leute,“ rief der Bettler, „für den Reichthum nicht mal zur Lage, und der andre hat sich schon ein Denkmal aus Marmor machen lassen, als er noch gar nicht an den Tod gedacht hat. . . Oh du Gerechtigkeit!“

In demselben Augenblick kam Kladla atemlos zurück, er sah noch magerer aus als früher und der Rock war sorgfältig bis oben hinauf zugeknöpft.

„Nun?“

„Vierzig Kreuzer hab ich bekommen.“

„Wenig!“

„Hab' laum das erbettelt.“

„Was machen wir jetzt? Neun Kreuzer fehlen noch.“

Der älteste von den Friedhofsbettlern eiferte eben von ihrem Mißgeschick und erging sich in Klagen und Mitleidsbezeugungen, der ganze Haufe über den reichen Geizhals klang noch mit an. „Ja freilich kein Kreuzer wird einem geschenkt. . . Wenn alle Reichen solche Almosen geben würden, wie der da, ja freilich, dann würde es nicht einmal mehr lohnen, Friedhofsbettler zu sein.“

Die beiden Freunde trakteten noch vier Kreuzer zusammen. Ihr Antlitz hatte sie aus dem Knoten seines Taschentuchs herausgewickelt, es waren die letzten, die er hatte und sie mußten dreimal bei ihrer Seele Seligkeit beschwören, daß sie sie wiedergeben würden. Aber fünf fehlten noch.

„Wenn einer von den Bettlern was vorgehen wollte!“

„Sag's einem!“

„Sag' Du's!“

Sie fanden keinen andren Ausweg und ohne lange zu zögern, fingen sie an, bei den Bettlern zu betteln. Sie bekamen zwei Kreuzer auf diese Weise. Der eine Alte schenkte einen Kreuzer, weil er ihm nicht echt vorkam, eine Frau gab einen, weil es sie seit einigen Tagen in der Herzgrube drückte, und sie Angst vor dem Tode hatte, und eine zweite schenkte auch einen Kreuzer, weil sie sich von der ersten, die sich jeden Tag mit den Klagen um ihren Platz vor der Friedhofsthür raufen mußte, nicht ausstechen lassen wollte.

Plötzlich stellte sich Kladla hinter Malinowski, so daß jener ihn ganz verdeckte. Er schielte nur vorsichtig über den Arm des Vorderers hinweg nach dem breiten Wege in der Mitte des Friedhofs und flüsterte aufgeregt:

„Steh ruhig, rühr' Dich nicht!“

Er zupfte aufgeregt und verlegen an seinem Rock herum, als hätte er Angst, daß man den Verlust seiner Weste merken könne.

Der andre schaute sich um und begriff sofort die Situation.

„Aha Zoska!“ brummte er. Aber plötzlich kam ihm ein rettender Gedanke. Er packte den Schuster rasch am Arm und sagte lebhaft:

„Vielleicht giebt sie's.“

Es fehlten ja noch zwei Kreuzer.

Der Schuster fuhr entsetzt zurück.

„Aber geh'!“

„Gott verzeih' Dir Deine Sünden, in solch' einem Fall!“ sagte der Freund und hob beide Hände in die Höhe.

„Sprich mir nicht davon!“ wehrte sich Kladla.

„Kladla thu's!“ Es ist ja für Zawigs. Ich würde selbst zu ihr gehen, aber ich kenne sie nicht.“

„Ich auch nicht mehr,“ sagte der Schuster bitter. Dem armen Kerl fielen die Gründe ein, um dementwillen er mit dem Mädchen gebrochen hatte. Er hatte noch vor kurzer Zeit mit ihr verkehrt und ernsthafteste Absichten gehabt, aber dann war ihm verschiedenes über sie zu Ohren gekommen und ihre Gegenwart auf dem Friedhof, jezt um diese Zeit im Sonntagskleide mit Ohringen und Armbändern bestätigte nur, daß sie der ehrlichen Arbeit den Rücken gelehrt hatte. Sie schien durch den Anblick der beiden Freunde sehr verwirrt. Und sie bitten?! . . . Nein, niemals!

Aber in demselben Augenblick sah Kladla den Sarg des Freundes, der noch immer auf dem Wagen vor dem Thore stand, und Zoska, die eben den Friedhof verließ.

Mit ein paar Schritten setzte er ihr nach, während Malinowski ihm unklüßig nachschaute. —

Endlich war die Summe beisammen. Sie wandten sich wieder an den Klaffier, der noch immer in der Nähe stand und ihnen von Zeit zu Zeit ungeduldige und wütende Blicke zuwarf.

Aber als sie mit Hilfe der Totengräber den Sarg endlich vom Wagen heben durften, stellte sich ihnen ein neues Hindernis entgegen. Der Glödner rief:

„He! wartet einen Moment, laßt erst die Herrschaften vorübergehen!“

Die Teilnehmer des schönen Leichenzugs verließen eben den Friedhof. Man schwakte laut, drängte sich um die Frauen und rief nach den Wagen. —

eigentlicher Sinn — Liebesgesang zwischen einem Hirten und einer für des Königs Harem begehrten Dirin — von kirchlicher und zwar auch lutherischer Seite verkehrt worden in den Sinn der Liebe Christi als des Bräutigams zur Kirche als der Braut. Wie gewaltthätig dadurch jenes ganz unzweideutig sprechende Kunstwerk verzerrt wird, zeigt fast jeder von seinen Sätzen. Auf diese Grundlage nun auch noch eine musikalische Komposition zu bauen ist allerdings ein starkes Stück. Enrico Marco Vossi, geboren 1861, Lehrer des Orgelspiels und der Theorie am Konservatorium in Neapel, Komponist verschiedener Werke, namentlich für die Orgel, doch auch einer Oper, hat das „Canticum canticorum“ als „Biblische Cantate in drei Abteilungen“ vertont. Der Text ist eine Verkürzung der 8 Kapitel des Originals, in dem Latein der Bibel, und liegt uns in einer deutschen Uebersetzung vor, die den lateinischen Titel als „Das hohe Lied“ wiedergiebt. Erschwert nur schon die ursprüngliche Fassung, insbesondere durch den Verzicht auf einen geraden epischen Schritt, das Verständnis, so ist dieses in der neuen Fassung erst recht nicht erleichtert, sei es, daß man das Ganze seinem wahren Sinne nach deutet, sei es, daß man es kirchlich übertragen nimmt. Erst aus der beigegebenen musikalischen Analyse erfährt man, daß ein Fortschreiten zu Höhepunkten hin gemeint ist. Wie wenig entspricht dies doch dem Geist eines musikalisch-dichteri-schen Gesamtwerks, daß im Text wieder eine anschauliche Rechtfertigung gerade eines solchen Fortgangs liegt noch auch eine Klarheit, die uns bestimmte Vorstellungen erweckt! Einen andren fahbaren Eindruck als den vieler einzelner Schönheiten der Musik kann da das Publikum wohl schwerlich davontagen. Solche Schönheiten sind allerdings vorhanden. Die Schilderung: „Horch! Die Stimme meines Liebsten! Ja, da kommt er, über die Berge, über die Hügel stürzt er daher“ usw., der Schluß des zweiten Teils mit dem Sieg des „Christlichen“ Motivs über das „hebräische“ (!) und dann im dritten Teil die zarten überirdischen Motive, die der — natürlich nicht funktlich, sondern „mystischen“ — Vereinnahmung entgegenführen: das alles würde innerhalb eines widerspruchsfreien Ganzen erst recht verdienstlich sein. Daneben stehen freilich auch mancherlei unangenehme Eigenheiten des Einzelnen. So die zum Teil unleidlichen Wiederholungen; so die lange fortgesetzte Gleichmäßigkeit eines gekünstelt dahinstampfenden Rhythmus. Das Unnatürliche des Ganzen verrät sich in einzelnen besonders an der „Liebescene“, mit welcher der erste Teil schließt. „Unser Lagerplatz ist von Blumen“ usw.): Die Komposition ist hier so künstlich gepreßt, wie es bei einer natürlicheren Anlage des Ganzen für einen guten Komponisten nicht wohl hätte sein können. Es muß hier noch einmal auf den einen von den mehreren Widersprüchen aufmerksam gemacht werden, die hier zusammenstehen: auf die epische Behandlung eines in der Hauptsache ganz eigentlich lyrischen Dichtwerks. Dazu kommt noch, daß diese Lyrik mit ihrer Simmenfreudigkeit doch auch geistige Momente enthält, die keineswegs einer Vertonung entgegenkommen. Das sind die steten süßigen Vergleiche: z. B. „Wie ausgeschüttete Narde ist dein Name“, oder — als Schluß jener Liebescene — „Edern sind die Vallen unsres Hauses, Cypressen das Getäfel“. Und um das Quallenhafte des Ganzen noch mehr zu erweichen, ist mitten in den Text, an den Schluß des zweiten Teils, ein spätlateinischer Hymnus hineingefügt: „Eccopan's Angelorum“ usw., mit der syrupartigen Uebersetzung: „Du süße Engelspeise“ usw.

Wir haben uns hier länger aufgehalten, weil uns weit über einzelem Können die Frage nach einem künstlerischen Geschmac im ganzen steht. Und einem solchen widerspricht eine Leistung wie jene Vossi's nur leider durchaus. Man muß sich nur wundern über die Hingabe, mit der ein Komponist sich einer solchen Aufgabe unterzieht, und mit der Herr Professor Friedrich Gerusheim es unternommen hat, uns das Werk zugänglich zu machen. Von ihm stammt ja wohl das ganze Festchen mit Uebersetzung, Einleitung und Analyse, und von ihm ging ersichtlich die Aufführung aus, die uns der Sternsche Gesangverein (jezt im 53. Vereinsjahr stehend) am letzten Montag und — mit der von uns gehörten Hauptprobe — am vorhergehenden Sonntag bereitete. Die Richtigkeit der Aufführung und der äußere Erfolg sind bei den Veranstaltungen solcher Körperchaften wohl nicht erst näher zu erwähnen. Am Erfolg hatten dießmal jedenfalls wieder die (zwei) Solisten einen so starken Anteil, daß über den Erfolg der Komposition selbst schwer zu urteilen ist. Auf die Gesangsleistung Herrn Karl Scheidemantels ist noch eigens hinzuweisen, da die Stimmführung dieses Sängers in der That als vorbildlich gelten darf. — Vorangegangen war der Vossi-Nummer ein Händelsches Konzert für Orgel und Orchester, das auch Freunde Händels über Erwarten befriedigen konnte, wenigleich es, besonders im zweiten, langsamen seiner beiden Sätze, bedenkliche Breiten enthält. Aber schon die reiche Stimmfülle des Orchesters und die bescheidene Einfügung der Orgel in dieses machen das Werk zu einem so feinen künstlerischen Genuß, wie er nicht bald wieder zu finden sein dürfte.

Schwer wird es, aus den zahlreichen kleineren Solistenkonzerten, die jezt zahllos durch die verschiedensten Konzertfälle gehen, eine geredete Auswahl zu treffen. Dem Zufall muß hier viel mehr eingeräumt werden als einer überlegten Anreicherung der Konzerte nach ihrer Würdigkeit. Bei dem Besuch eines dieser Abende in der Singakademie war weder vorher noch nachher zu wissen, ob andre Besuche sich nicht viel besser gelohnt hätten. Die Klavierpielerin dieses Konzerts, Mabel Seyton, ist wahrscheinlich eine „Entel-schülerin“ Liszt's. Die H.-moll-Sonate von diesem erinnerte uns

Aus der musikalischen Woche.

Es sind schon viele Köpfe geschüttelt worden über die Behandlung des „Hohenliedes Salomos“, jenes schönheit-singenden lyrischen Intermezzos im Alten Testament. Erstens stammt es nicht von Salomo sondern aus einer etwas späteren Zeit und heißt ursprünglich „Lied der Lieder“. Zweitens ist sein

darin, daß man diesem Komponisten nicht gerecht wird, wenn man zwischen den verschiedenen Gruppen seines Schaffens nicht gut unterscheidet. Das meistgenannte von ihm: seine „programmatischen“ und sonst noch derartigen Orchesterwerke, stellen ihn unfreiwillig lange nicht so hoch wie seine Vokalwerke, zumal seine kirchlichen. Und unter seinen Klavierkompositionen sind wohl solche wie seine Sonate die vorteilhaftesten, dagegen die verschiedenlichen Transkriptionen und dergleichen die wenigst geschmackvollen. Die genannte Dame spielte auch solche Stücke und ein oder das andre ähnliche, wobei russische Komponisten im Vordergrund standen, doch nicht gerade zu unsrer Befriedigung. Anregender waren „Variationen über ein lettisches Thema“, von einem uns unbekanntem Komponisten Josef Wihol, als op. 6 bezeichnet. Das Thema erinnert an Lieder von Grieg, die Variationen sind eine interessante Blüte moderner Kompositionsweise für Klavier. Die Spielerin versüßte über das bei einem solchen Programm übliche Können. Das klare Herausgestalten ist freilich nicht ganz ihre Sache; zumal wer solche Stücke noch nicht kennt, versteht sie bei dieser verschwommenen Interpretation nicht leicht. Die Sängerin des Abends, Marie Schaidel, konnte die Aufmerksamkeit des Publikums durch die Wahl minderbekannter Lieder von Grieg und Tschaikowsky wohl noch eher fesseln als durch ihre Kunst. Eine eintönige, dem Larmotablen zugeneigte Vortragweise war nur eben bei einigen dazu passenden Liedern geeignet, über die Mängel der Stimme, namentlich über die oft unreine Vokalisierung, hinwegzueben. — Eine Angabe der Dichternamen bei den Liedertexten des Programms, die wir diesmal vermisten, sollte doch niemals fehlen.

Unter den Verichten, die mir über versäunte Konzerte vorliegen, darf wohl der über die Altistin Brigitta Thielemann hervorzuheben werden. Sie soll seit ihrem Auftreten im vorigen Jahr gut vorwärts geschritten sein; eine ziemlich große Stimme, wenngleich wenig warm und im Piano, besonders in der Höhe, etwas spröde, sowie ein teilsweise guter Vortrag verhalfen zu einem Erfolg. Zur Wiederholung kam ein Lied von der holländischen Komponistin Catharine van Rennes, auf die ich deswegen aufmerksam machen möchte, weil von ihr die Musik zu einem der künstlerischsten Kinderbücher stammt, die wir haben, zu der „neuen Erzählung mit Klavier“: „In der Mäusewelt“, aus dem Holländischen der Agatha Snelten (Suttgart, Felly Kraus). Bei dem Vorortehen der Weihnachtzeit darf wohl dringend gewünscht werden, daß das Publikum seine Kinderbücher dort suche, wo zugleich ein dichterischer, bildkünstlerischer, musikalischer Wert anzuerkennen ist, und daß es so die bisher von der Konkurrenz der schändigen Laden-Bilderbücher niedergebaltene Produktion einer geschmackvollen Kinderkunst unterstütze. —

82.

Kleines Feuilleton.

— Ueber die Trauer um die Toten bei verschiedenen Völkern schreibt F. Runge in einer längeren kulturgeschichtlichen Skizze: Laut und maßlos sind meist die Schmerzäußerungen der Wilden, die, mögen sie von Trauer oder Freude lebhaft bewegt werden, um so zügelloser ihren Empfindungen sich hingeben, je mehr es ihnen an Halt und Selbstbeherrschung gebricht. Sie wollen nicht nur das bestimmte Herz erleichtern, sondern zugleich die Verstorbenen ehren und die von ihnen ausgefahrenen Geister freundlich stimmen, weil diese auf das Leben der Hinterbliebenen Einfluß besitzen und ihnen Gutes oder Schlimmes zu bereiten vermeintlich die Macht besitzen. Den Regern, welche fast allgemein Straftatheit und Tod als das Werk zauberkräftiger Gevalten betrachten, giebt jeder Sterbefall Anlaß zur Bezeigung des wildesten Schmerzes, doch nimmt diese selbstpeinigende Stimmung sehr bald einen gegenteiligen Charakter an, „so daß ihre Leichenfeierlichkeiten meist große Lustbarkeiten für sie sind und sie diese oft auf ganz ähnliche Art und mit derselben Miene begehen wie ihre Feiern.“ Unter den amerikanischen Rothhäuten finden sich einige Stämme, welche das laute Wehklagen um ihre Entschlafenen auf die Frauen beschränken, wie nach Tacitus' Angaben bei unsren germanischen Vorfahren „um Tote zu trauern für die Weiber bestimmt war, wogegen für die Männer ihrer still zu gedenken als anständig galt.“ Bei den meisten Indianerhorden beteiligen sich auch männliche Personen — wenn auch in weit geringerem Grade als weibliche — an den eigentlichen Totenlagen, die nicht selten in die härtesten Peinigungen und grauhaftesten Verstimmungen ausarten. Während sich australische Neger in der Totentrauer die Nasenspitze eigen und schneiden, um durch diesen Reiz Tränen zu erregen, gefallen sich die insularen Südländebewohner in allerhand Selbstpeinigungen. Auf Rotuma zerfleischt man sich Stirn und Wange mit einem spitzen Haifischgarn und sticht sich mit Speeren; ja die verzweifeltsten Weiber schneiden sich sogar den kleinen Finger ab. Letzteres thun auch beide Geschlechter auf den Tonga-Inseln, wo bei dem Tode eines Häuptlings ganz entkehlte Quälereien stattfinden; auf den Marianen artet, sobald ein Vornehmer gestorben ist, dieser Trauerschmerz in wahre Verserkerwit aus: man zerschlägt, zerreißt und vernichtet alles und zündet wohl gar das eigene Haus an. Von den alten Skythen, einem Zweigstamme der niedergermanischen Völkerfamilie, berichtet Herodot, daß sie sich beim Tode des Königs ein Stückchen vom Ohr abschneiden, tief in die Arme ritzen, Stirn und Nase zerkratzen und durch die linke Hand

einen Pfeil stecken. Die seltsame „Marterersymbolik“, welche in ihrer vollen Ausbildung der wilden Stufe angehört, ragt auch noch in das Leben höher entwickelter Völker hinein. Das Zerreißen des Kleids — ein ständiges Zeichen der Trauer um Blutsverwandte — das Bestreuen des Hauptes mit Asche oder Staub, das Schlagen auf Brust, Haupt und Hüften, sowie auch das Zerraffen des Haars war alt- und neutestamentliche Sitte bei Bekundungen der Trauer um Hingeshiedene. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Kletterpflanzen. In der „Bayerischen Gartenbau-Gesellschaft“ sprach kürzlich Dr. H. Kof über „Kletterpflanzen, ihre Lebensweise und ihre Behandlung in den Gärten.“ Die Kletterpflanzen sind Pflanzen, die zwar anfänglich in der zarten Jugend noch „gerade stehen“, das heißt aufrecht wachsen, dann aber auf fremde Pflanzenarten, Felsen und Mauern sich stützen müssen, um im Kampfe ums Dasein auch ihren Anteil am Sonnenlicht, das ja auch einen Teil des Brots der Pflanzen darstellt, zu erlangen. Sie umwinden und umschlingen je nach der Art rechts- oder linksläufig mit dem eignen Stengel den fremden, wobei ihre Spitze stets die Sonne sucht, oder sie besorgen dieses Geschäft durch Blattstiele, Blattranken, durch Sprossranken der verschiedensten Art, die mitunter auch noch Haftstiebeln anschlößen, feruer durch klimmende Zweige, ja manche heben sich durch Anheften ihrer Blattspreiten empor (wie manche Fumariagen) oder durch aus dem Stengel getriebene Haftwurzeln wie unier Epheu; manche endlich halten ihre Stütze mit förmlichen Krallen fest. Oft lebt der jüngere Teil üppig weiter, wenn der ältere schon längst abgestorben ist, wie man bei den Ranken in den Tropen sieht, die fortleben, bis auch ihre Stütze vermodernd zusammenbricht. Oft sind auch noch die Kletternden feste und Ranken mit Dornen bewehrt; dadurch wird zum Beispiel der australische Bronnbeerstrauch zu einem fürchterlichen Gewächse. Viele Kletterpflanzen sind durch Laub und Blüte ein Schmuck unsrer Gärten. —

Humoristisches.

— Wild-West. Die letzte Nummer des „Western Intelligencer“ beginnt mit folgender Mitteilung: Unsrxr Lxxrx wxrdxx sich übrx das mxrkwürdigx Aussxhxx unsrxr lxutixn Ausgabx vxrwüdxn. Zur Aufklärung könnxx wir ihnx folgndx Bxxbxxhxix mittxihxx.

Gxstxxn xrschixn in unsxrem Rxdactionslokalex unsxr Abonnxt Hxx Bxx Wxbstx, bxkanntx untx dxm Namxn: Schixs-Bxx, und vxrlangtx Munition. Da wir ihm kxinx gxbxx konntx, lxrtx xr mit schnllim Griffx, xbx wir xs hindxx konntx, xin Fach unsrxrs Sxtzxtkxstxns und xntfxrtx sich sehlnunigt. Daxr das Fxhlxx xinx wichtigx Buchstabxn in dxr hxutigx Zxitung.

Unsrxr Lxxsr könnxn uns übrigxns dazu vxrhxlfn, unsrxn Lxtxrvvorrat wixdxr zu komplxlirxn, wxna dixxvixgyn, dix von Bxx Wxbstx angxschossxn wxrdxn, uns dix ausgschnitxnxn Lxtxrn wixdxr zustllxn. Es thut nichts, wann six xtwas vxrbogxn sind. —

— Uebertrumpft. „Mehr Respekt, mein Herr, muß ich bitten! Ich bin der Stern von der Londoner Operettengesellschaft.“ „Und ich bin der Stern von der Frankfurter Disconto-Gesellschaft.“ —

Notizen.

— In Innsbruck ist Donnerstag früh der Tiroler Dichter Adolf Fichler im Alter von 82 Jahren gestorben.

— Loring's Briefe werden demnächst in Druck erscheinen. Die Sammlung enthält weit über hundert Briefe des Meisters an seine Familie und Freunde aus den Jahren 1826 bis 1851. Herausgeber ist der gegenwärtige Redacteur der „Deutschen Bühnengenossenschaft“ Georg Richard Krufe. —

— Das Friedrich Wilhelmstädtische Theater wird als nächste Novität die Operette „Die Strohwitwe“ von Albert Randers, Text von Leon und Waldberg, bringen. —

— Philipp Scharwenka's „Dramatische Phantasie“, die demnächst in Berlin zur Aufführung gelangen wird, erzielte im zweiten Abonnementskonzert der Dresdener Hofoper einen vollen Erfolg. —

c. Eine neue Oper von Hymly-Korsakoff, „Das Märchen von König Soltan“, deren Stoff einem Gedicht Puschkins entnommen ist, wurde kürzlich im Moskauer Korstheater mit großem Erfolg aufgeführt. —

— Der Verein Berliner Presse hat dem Komitee für das Gustav Freytag-Denkmal in Wiesbaden 500 M. überwiesen. —

— Preisausschreiben von 1000 M., 500 M. und 300 M. hat die Dresdener Firma Schmidt u. Müller für die besten Originalentwürfe für ein Wohnzimmer, das gleichzeitig als Speiseraum dienen soll, erlassen. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblatts erscheint am Sonntag, den 18. November.